

Hamas lockt Israels Armee in die Städte

Die radikalislamischen Kämpfer wollen im Gazastreifen der israelischen Übermacht trotzen

Die Extremistenorganisation Hamas zeigt sich im Gaza-Krieg gegen Israel zäh. Sie hat aufgerüstet, Bunker vorbereitet, Scharfschützen ausgebildet und Kommandostrukturen gebildet.

Silke Mertins, Jerusalem

Die Hamas-Kämpfer sind nicht mehr im Haus, als die israelischen Truppen es einnehmen. Durch einen unterirdischen Gang sind sie in ein benachbartes Gebäude geflohen und schiessen von dort auf die Soldaten. Die heranrückende Armee sieht die mit dem Gelände vertrauten Gegner meist nicht. Der Feind könnte überall sein. Tunnel, Sprengfallen, Minen, Granaten, panzerbrechende Waffen – die Hamas-Milizen setzen alles ein, was sie haben, als in der zweiten Woche des Krieges im Gazastreifen Israels Bodenoffensive beginnt und Hunderte von Panzern in das palästinensische Gebiet rollen.

Mehrere israelische Soldaten sind bei Konfrontationen dieser Art getötet, viele verwundet worden. Die im Gazastreifen regierende Hamas hatte zum Norden und Osten hin eine Verteidigungslinie aufgebaut, die verhindern sollte, dass Israels Truppen durchmarschieren. Die Armee musste «enorme Feuerkraft einsetzen, darunter Artillerie und Luftangriffe», um die Stellungen zu durchbrechen, sagt Jonathan Fighel vom Interdisziplinären Zentrum im israelischen Herzliya. Nun stehen die Truppen vor einer nahezu uneinnehmbaren Festung: den städtischen Gebieten. «Die Hamas will die Armee in die Städte locken, denn das ist für sie am effektivsten bei einer Invasion.»

Jahrelang aufgerüstet

Die Hamas war auf den Kampf gut vorbereitet. Seit 2000 hat die radikalislamische Organisation aufgerüstet. Ihre Politiker machen grosse Augen, wenn man sie nach Waffen, Raketenreichweite und Schlagkraft fragt. «Das weiss nur der militärische Flügel», lautet die gespielte unwissende Standardantwort. «Die Entscheidung, welcher Wider-



Immer bessere Raketen

Die militanten Gruppen in Gaza haben viel Energie darauf verwendet, Kleinraketen zu entwickeln. Die «fliegenden Ofenrohre», wie man sie einst nannte, wurden lange nicht ernst genommen. Erst nach dem zweiten Libanonkrieg 2006 begann Israel, ein Abwehrsystem zu entwickeln. Denn zum einen stellten sich die Kleinraketen für die Hamas als perfekte Waffe heraus. Sie sind leicht abzuschliessen und machen den Alltag in der Grenzregion nahezu unmöglich. Zum anderen muss Israel fürchten, dass auch Extremisten im Westjordanland Raketen einsetzen. Die Reichweite haben die Hamas-Ingenieure von 10 auf über 20 Kilometer verbessert. Daneben verfügen die Milizen über ein Arsenal von geschmuggelten Grad- und Katjuscha-Raketen mit über 40 Kilometern Reichweite. In Israel wird damit gerechnet, dass noch während dieser Militär-offensive Raketen auch das 70 Kilometer entfernte Tel Aviv erreichen. (sme.)



Trotz israelischer Luftüberlegenheit verspricht sich die Hamas militärische Vorteile in überbautem Gebiet: Trümmer im Flüchtlingslager von Rafah. (Eyad Baba/AP)

stand gegen die zionistische Aggression angemessen ist, treffen sie.» «Sie», das sind die Führungskräfte der Izzadin-al-Kassam-Brigaden, des militärischen Arms der Hamas. Und sie bekommt man kaum je zu Gesicht. Sie haben den Nimbus eines Geheimbundes, einer im Untergrund operierenden Widerstandstruppe. Doch in Gaza hat die

Hamas schon vor einhalb Jahren die Macht übernommen. Ihre Milizen sind Teil eines faktisch staatlichen Gebildes geworden. Die Organisation hat inzwischen 15 000 Männer unter Waffen. Die Milizen sind zu einer kleinen Armee herangewachsen. Nachdem Israel 2005 den Gazastreifen geräumt hatte, haben die Islamisten ihre militärische Macht

weiter ausgebaut. Erstmals setzten sie ihre geballte Stärke gegen die Fatah-Sicherheitskräfte ein. Die Hamas überrollte diese im Juni 2007 regelrecht und machte reiche Beute wie Gewehre, kugelsichere Westen, Fahrzeuge, Geheimdienstausrüstung.

«Auf der einen Seite nutzt die Hamas nach wie vor die klassische Taktik

der Aufständischen», sagt der Israeli Lior Lotan, ein Experte für Kriegestrategien am Institute for Counter-Terrorism. Sie vermeide die direkte Konfrontation mit den israelischen Truppen und attackiere weiche Ziele wie Versorgungseinheiten. Sie setze Selbstmordattentate und Entführungen ein. «Doch auf der anderen Seite hat sie gut

ausgerüstete Milizen mit ausgeprägten Kommandostrukturen, professionellen Scharfschützen und Kampfeinheiten. Sie kombiniert beides.» Palästinenser berichten, dass die Hamas ein ausgedehntes Tunnelsystem aufgebaut hat. Dieses dient als Waffendepot, Bunker und Fluchtweg. Zudem hat sie sich Quartiere nahe von humanitären Orga-

nisationen eingerichtet. Unter dem Shifa-Spital, dem grössten in Gaza, soll die Hamas-Führung laut Gerüchten sogar einen Bunker haben.

Die Hamas-Kämpfer sind in drei Brigaden unterteilt, die jeweils für den Norden, das Zentrum und den Süden zuständig sind. «Der Aufbau ist nicht wie bei einer regulären Armee», sagt der Militärexperte Fighel. «Es ist eine Guerilla-Armee nach dem Muster des Hizbullah.» Denn die südlibanesischen Schiitenmiliz ist nicht nur in ihrer politischen Struktur – der Kombination aus Wohlfahrtsverband und militanter Widerstandsgruppe – ein Vorbild. Um die Asymmetrie der Konfrontation mit den israelischen Truppen umzukehren, versucht die Hamas, die israelischen Soldaten in Situationen zu locken, in denen diese ihre militärische Überlegenheit nicht nutzen können.

Mitten unter Zivilisten

Ein Video der israelischen Armee zeigt, wie eine Moschee aus der Luft bombardiert wird. Dabei kommt es zu Zweitexplosionen. Offensichtlich waren dort Waffen oder Sprengstoff gelagert. Auf einer Aufnahme, die Israel nach der Bombardierung der Schule des Uno-Palästinenser-Hilfswerks in Umlauf gebracht hat, sind drei Männer zu sehen, die von einer Uno-Schule Mörsergranaten abfeuern. Die Echtheit der Aufnahmen ist nicht überprüfbar, aber Palästinenser berichten seit langem, dass militante Gruppen in unmittelbarer Nähe von Zivilisten operieren.

Angeführt werden die Hamas-Milizen von einer kleinen Gruppe von Kämpfern, die im Ausland ausgebildet wurde, vor allem in Iran. Sie haben entweder unter einem Vorwand Gaza verlassen, etwa um nach Mekka zu pilgern oder um sich in Ägypten medizinisch behandeln zu lassen. Oder sie sind durch die Schmuggeltunnel, von denen die Hamas einige selbst betreibt, aus- und wieder eingereist. «Es sind diese Hamas-Kämpfer, die eine militärische Kommandostruktur aufgebaut haben», sagt ein palästinensischer Hamas-Experte, der nicht namentlich genannt werden will. «Und sie sind es, die in Gaza am meisten gefürchtet werden.»

Ein Komiker im US-Senat

Nach harziger Auszählung wird der demokratische Komiker Al Franken zum US-Senator von Minnesota erklärt – mit einem Vorsprung von 225 Stimmen.



Al Franken, neuer US-Senator. (Reuters)

Andreas Mink, New York

Zehn Wochen nach den Wahlen Anfang November hat die Wahlkommission des Gliedstaates Minnesota das letzte noch offene Rennen um einen Senatssitz entschieden. Der Demokrat Al Franken wurde zum Sieger vor dem republikanischen Amtsinhaber Norm Coleman wurde zum Sieger vor dem republikanischen Amtsinhaber Norm Coleman erklärt – mit 225 Stimmen Vorsprung bei insgesamt 2,8 Millionen abgegebenen Stimmen.

Ganz zu Ende ist der Kampf indes noch nicht: Coleman ist am 6. Januar erneut vor Gericht gezogen, um das Ergebnis der Nachzählung für ungültig erklären zu lassen. Bis zu einem Urteil, das erst im Frühling fallen könnte, fehlt Franken die offizielle Ernennung des Innenministers von Minnesota. Harry Reid, der demokratische Mehrheitsführer im Senat, wollte Franken daher zunächst nicht in das von Coleman bereits geräumte Büro in Washington einziehen lassen. Ende vergangener Woche liess Reid jedoch durchblicken, dass Franken vorläufig in den Senat aufgenommen werden könnte. Die De-

mokraten sind dort auf jede Stimme angewiesen, um das Programm des künftigen Präsidenten Barack Obama zügig durchsetzen zu können. Mit Franken erhöht sich ihre Mehrheit auf 58 gegenüber 41 Republikanern. Derzeit herrscht allerdings noch Unsicherheit darüber, welche Demokraten für Obama in Illinois und für Hillary Clinton in New York nachrücken werden.

Der Senatssitz ist das erste politische Mandat von Franken. Der 57-Jährige wurde in New York geboren, wuchs jedoch in St. Paul, Minnesota, auf, wo er schon als Schüler durch sein komödiantisches Talent auffiel. 1975 stiess Franken zu der legendären Fern-

sehshow «Saturday Night Live», der er mit einer Unterbrechung bis 1995 als Schreiber, Darsteller und Produzent verbunden blieb. Frankens Auftritte als egozentrischer Nachrichtensprecher oder dummdreister Lebensberater «Stuart Smalley» wurden zu Klassikern des Genres. Der streitlustige Komiker trat danach als Schauspieler und Verfasser etlicher satirischer Bestseller hervor, in denen er konservative Figuren wie den Fernsehmoderator Bill O'Reilly durch den Kakao zog.

Franken hat seit den achtziger Jahren politische Ambitionen gehegt. Seine guten Beziehungen zu wichtigen Demokraten führten 2004 zu einem Engagement beim eher linken Radiosender Air America, wo seine «Al Franken Show» bis 2007 die erfolgreichste Sendung war. Bei seinem letzten Auftritt verkündete Franken seine Kandidatur für den Senat. Im Wahlkampf hielt ihm Coleman seine derben Sketches vor und eine Kurzgeschichte über Roboter-Sex für den «Playboy».

Franken profitierte schliesslich von der Popularität des siegreichen Präsidentschaftskandidaten Obama – und von der Vorliebe der Wähler Minnesotas für unkonventionelle Kandidaten. Der Gliedstaat – eher eine Hochburg der Demokraten – erkor bereits 1999 den parteilosen Wrestler Jessie «The Body» Ventura als Gouverneur.

ANZEIGE

Wie ein Bosnier nach 16 Jahren seine verschleppte Tochter wiederfand

16 Jahre nach ihrer Entführung im Bosnienkrieg trifft ein Mädchen wieder auf ihren Vater. In Bosnien sind solche Märchen allerdings selten.

Thomas Fuster, Wien

Senida war sechs Monate alt, als sie im April 1992 von serbischen Soldaten verschleppt wurde, zusammen mit ihrer Mutter und ihrer vierjährigen Schwester Sanda. Die drei lebten in Caparde, einem Dorf im Nordosten Bosniens, als Angehörige der muslimischen Bevölkerungsgemeinschaft. Der Bosnienkrieg, der bis Ende 1995 über 100 000 Menschenleben fordern sollte, hatte eben erst begonnen. Die Politik der sogenannten ethnischen Säuberungen, die nirgends auf dem Balkan so brutal und radikal umgesetzt wurde wie in Bosnien, war aber schon in vollem Gange. Die Entführung von Senida stellte keinen Einzelfall dar.

Der Vater der Familie, Muhamed Becirovic, arbeitete zum Zeitpunkt der Verschleppung in Tuzla, 30 Kilometer nordöstlich von Caparde. Dort musste er bleiben, der Krieg verunmöglichte ihm die Rückkehr in sein Heimatdorf. 1995 gelang dem Kreisverwandten die Ausreise nach Deutschland, wo er noch heute lebt. Becirovic meldete seine Frau und die beiden Töchter als vermisst. Doch mit jedem Jahr schwand die Hoffnung, sie je wieder zu Gesicht zu bekommen. Die Suche nach Vermissten wurde zur Suche nach sterblichen Überresten. Den verantwortlichen Behörden hinterliess er dazu seine Blutprobe.

Im vergangenen Mai dann unerwartet ein Anruf aus Serbien: Seine Tochter lebe allenfalls unter dem Namen Mila Jankovic in einem SOS-Kinder-

dorf in Sremska Kamenica, nahe der nordserbischen Stadt Novi Sad. Eilends flog Becirovic aus Deutschland nach Serbien. DNA-Tests wurden in Auftrag gegeben. Deren Ergebnisse haben nun bestätigt, dass es sich bei der jungen Frau in der Tat um die seit 16 Jahren vermisste Senida handelt. Er habe sein Glück nicht fassen können, äusserte sich Becirovic dieser Tage erstmals in der Öffentlichkeit. Seine Tochter war derweil damit beschäftigt, auf bosnischen Amtsstellen ihre Dokumente auf den richtigen Namen umschreiben zu lassen.

Was Senida durchlebt hat, ist nicht restlos geklärt. Ungewiss bleibt zudem das Schicksal ihrer Mutter und ihrer Schwester. Laut Becirovic wurde seine Tochter zunächst einer älteren Dame anvertraut, einer bosnischen Serbin. Diese sei mit der Pflege des Säuglings aber überfordert gewesen, weshalb Senida bald an ein Belgrader Ehepaar namens Jankovic weitergereicht wurde. Das Mädchen wuchs in der Folge als Mila Jankovic zur jungen Frau heran. Die Adoptiveltern schienen mit dem

Teenager aber zusehends Mühe zu bekommen. Senida wurde Anfang 2008 in das SOS-Kinderdorf gebracht, wegen «unartigen Benehmens», wie ihr leiblicher Vater erklärt. Ob sie ihrem Vater bald nach Deutschland folgt, ist unklar. Sie brauche für den Entscheid noch etwas Zeit, sagen Betreuer.

Bosnische Medien schreiben von einem Wunder – einem Wunder, das wohl bei vielen die Hoffnung nähre, ihre im Krieg verschollenen Familienmitglieder vielleicht doch noch einmal wiederzusehen. Von einem einzigartigen Fall spricht Henry Fournier, Delegationsleiter des Internationalen Komitees vom Roten Kreuz (IKRK) in Sarajevo. Er erinnert daran, dass über dreizehn Jahre nach Kriegsende noch immer 11 890 Personen als vermisst gemeldet sind, davon 682 Minderjährige. Die wahre Zahl der Vermissten dürfte dabei noch höher liegen. Nicht alle betroffenen Familien haben eine Vermisstenanzeige erstattet.

Die hohe Zahl ungeklärter Fälle zu verringern, bleibt eine Sisypusarbeit. Fournier verhehlt nicht, dass die Unterstützung der Behörden nicht immer so ist, wie man sich das wünschen würde, etwa bei Angaben über den möglichen Standort noch unentdeckter Gräber. Fortschritte gebe es dennoch. Ein Beispiel sei das 2008 geschaffene Missing Persons Institute (MPI). Dieses leitet in Bosnien-Herzegowina endlich auf gesamtstaatlicher Ebene die Suche nach Vermissten. Zuvor hatten die Bosnjaken, Serben und Kroaten ihre eigenen Organisationen, die vorab auf Vermisste ihrer Ethnie fokussiert waren. Ob dies mit dem MPI nun besser wird, steht noch aus. Die Altlasten des Krieges, etwa das Misstrauen zwischen zersplitterten Staatsgebilde Bosniens, stimmen eher skeptisch.

Kubas Santería-Priester sagen ein düsteres neues Jahr voraus

Alle Jahre veröffentlichen Kubas populäre Santería-Priester ihre Weissagung fürs neue Jahr. Die jüngste ist voller Anspielungen auf die politische Situation der Insel und warnt vor Kriegen und anderen Konflikten.

Matthias Knecht, Mexiko-Stadt

Manuel Cuesta hat ihn schon ergattert, den Jahresbrief. Seine Kopien werden in Kuba derzeit von Hand zu Hand weitergereicht. Das Schriftstück wurde wie jedes Jahr in der Silvesternacht von den Babalawos erarbeitet, den Priestern der populären afrokubanischen Santería-Religion. Was er weissagt, ist für die Kubaner derzeit wichtiger als der soeben gefeierte 50. Jahrestag der Revolution oder als die kommende Amtseinsetzung des neuen US-Präsidenten Barack Obama.

«Die Kubaner richten ihr tägliches Leben an den Vorhersagen aus», erläutert der Historiker Cuesta. Drei Viertel der elf Millionen Einwohner Kubas praktizieren in der einen oder anderen Form die Santería. Einst kam die Religion mit den Sklaven aus Afrika auf die Insel. Heute ist sie untrennbar mit dem Katholizismus verschmolzen. Zu den religiösen Bräuchen kubanischer Katholiken gehört darum unter Umständen auch, die Köpfe geopferter Ziegen an den richtigen Ort zu hängen, um sich gegen die von den Babalawos prophezeiten Krankheiten zu schützen.

Der neueste Jahresbrief ist allerdings starker Tobak, gegen den auch strategisch plazierte Geissenköpfe kaum helfen. Denn 2009 wird die Gottheit Ogún regieren, unter Christen auch als Pe-



Der Babalawo Lázaro Cuesta (Mitte) stellt in Havanna den Jahresbrief für 2009 vor. (EPA)

trus bekannt. Ogún ist der Gott des Eisens, setzt mit Vorliebe die Machete ein und gilt darum als Kriegsgott. So warnen die Babalawos vor Kriegen und anderen Auseinandersetzungen. Die Prophezeiung gilt gemäss kubanischem Selbstverständnis für die gesamte Menschheit.

«Diese Vorhersagen haben auch eine politische Bedeutung», erklärt Cuesta und erinnert ans Jahr 2006, als

der Revolutionsführer Fidel Castro schwer erkrankte und seinen Rückzug von der politischen Bühne einleitete. Sechs Monate zuvor hatten die Babalawos einen möglichen politischen Wechsel vorhergesagt. Jegliche aufklärerische Zweifel am Wahrheitsgehalt der Jahresbriefe gelten in Kuba seither als widerlegt.

In ihrer neuesten Weissagung erwähnen die Babalawos den afrikanischen

Mythos der Brüder Ofun und Nabe. Die Anspielung auf die Brüder Fidel und Raúl Castro wird in Kuba nur allzu gut verstanden. Ersterer war bis 2006 unangefochtener Chefkommandant der Insel. Letzterer wirbt seit seiner definitiven Regierungsübernahme im Februar 2008 unermüdlich für mehr wirtschaftliche Rationalität und begrenzte Reformen in Kubas sozialistischer Planwirtschaft. In der Santería-Mythologie ist es Ofun, der aus Neid auf seinen übermächtigen Bruder Nabe einst das Geld auf die Welt brachte und damit Neid und Missgunst säte. Ofun und Nabe, so die herrschende Lesart, spiegeln den Konflikt zwischen dem immer noch mächtigen Ideologen um Fidel und den Mächtigegegn-Reformern um Raúl wider.

Nicht alle Kubaner glauben an die Wahrsagung der Babalawos. Zu den wenigen Skeptikern gehört der Historiker Cuesta, der aus rein «kultursociologischem Interesse» die Jahresbriefe studiert, wie er sagt. Er hebt den massigenden Effekt hervor, den die Briefe auf Kubas Gesellschaft ausüben. «Die Santería legt grossen Wert auf Toleranz», sagt er. Das mache die Kubaner resistent gegen Dogmatismus.

Und so bieten die Babalawos auch dieses Jahr trotz ihrer düsteren Weissagung um ein zertrümmertes Brüderpaar und einen machetenverschlingenden Kriegsgott auch einen Lichtblick an. Zur Begleiterin des kriegerischen Ogún erkoren sie die friedlich gesinnte Oyá, die Göttin des Winds. Heissporren und Dogmatikern kühlt sie, wie man auf Kuba weiss, mit sanfter Brise den Mut. Sollten aber die Dinge dann doch einmal ins Rollen kommen, kann sie, wie die Gläubigen wissen, mit Sturm und Donner nachhelfen.



Vater und Tochter Becirovic. (AFP)